

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Erich sprach mit Waldemar. Der junge Mann wurde verlegen und konnte das nicht verbergen, so sehr er sich bemühte.

„Warum sind Sie nicht offen zu mir, Waldemar?“

„Es gibt Dinge, die sich schwer sagen lassen, für die man keine richtigen Worte hat.“

„Wenn unser alter Tischammer, der Haubegen, das sagte, möchte ich's dahingehen lassen. Aber Sie? — Ein Schöngestirb von Masse, der den Homer auswendig kann? — Aber wozu sage ich das? Es wird wohl schon ein anderen Grund vorliegen, und echte Gründe soll man achten, wenn man sie auch nicht kennt. Also Schwamm drüber!“

„Nein!“ erwiderte Waldemar, von Erichs Vorhaltungen gekränkt. „So ist es, wie ich es sagte. Aber — nun, jetzt sollen Sie doch sehen, daß es wirklich Dinge gibt, über die man lieber nicht spricht. Das da mit Saar — tja, mein bester Herr Wölflin, das merkt doch ein Pferd, daß der Mann Sie, ausgerechnet Sie, mit einem ganz gesunden Haß verfolgt hat.“

Erich machte ein sehr erstauntes Gesicht.

„Ausgerechnet mich?“

„Sie sind noch erstaunt?“

„Nun ja — ich stand mit Saar sogar recht nett. Er war ein charmanter Umgangsmensch. Ich kann nur sagen, immer up to date und gefällig.“

„Aber Sie müssen tiefer sehen. Rund heraus — der Mensch hat Sie genau so umschlichen und behorcht wie meine Schwester. Ich will ganz deutlich werden, Herr Wölflin. Saar hatte eine fixe Idee und hat sie seit Jahren — das kann ich beweisen — verfolgt. Mit einer enormen Zähigkeit, wie ein weidgerechter Jäger. Er machte sich Hoffnungen auf Susanne. Und Sie — ja, da kamen Sie, Herr Wölflin. Saar hin, Saar her — gestatten Sie, daß ich das ausspreche: Er sah in Ihnen den Rivalen. So — und nun werden Sie mich wohl verstanden haben und mich nicht weiter fragen.“

Erich fand kein passendes Wort der Erwidern. Er blies den Rauch seiner Zigarette vor sich hin und träumte in die Luft.

Dann begriff er endlich. Was hatte Waldemar da gesagt? — Das war ihm fürchtbar peinlich.

Da stand auch schon Waldemar vor ihm, in den Augen Schmerz und Born.

„Herr Wölflin — das bleibt unter uns. Machen Sie —“ Die Worte fielen ihm unsagbar schwer. Aber er ließ sich in seinem Entschluß nun nicht mehr beirren. Es mußte heraus.

„Machen Sie meine Schwester nicht unglücklich, wie es Ihre Schwester geworden ist!“

Jetzt war das Wort heraus. Es gab kein Zurück mehr. Erich war erleichtert.

„Herr v. Rothkirch!“

„Werden Sie nicht so fremd und förmlich zu mir, Herr Wölflin. Lassen Sie mich Ihnen sein, der ich gewesen bin.“

„Sie haben da zwei ganz ungeheuerliche Gedanken ausgesprochen, Waldemar, jeder stark genug, eine Seele zu martern. Ich verstehe das nicht, Sie müssen mehr sagen, ich bitte Sie.“

„Ich weiß, Herr Wölflin,“ erwiderte Waldemar ruhig und rückte seinen Stuhl näher heran, weil ein Husten seine Stimme dämpfte. „Ich habe zwei Worte zuviel gesagt. Das muß jetzt ausgetragen werden. Ich konnte nicht anders. Hören Sie mich gelassen an. Das zweite — Ihre Fräulein Schwester betreffend — ich kann ja nichts aus eigenem Wissen sagen. Ich muß sogar bekennen, daß ich mich gerade hier leider auf den Mann stütze, für den ich nur Mitleid, nicht einmal Verachtung übrig habe, auf Saar. Er hat ein Gefühl in mir erweckt, das mich nicht mehr verläßt. Das mir sagt, Ihrer Fräulein Schwester ist ein Unrecht angetan worden, vielleicht mehr als ein bloßes Unrecht — von einem aus meiner Familie, Herr Wölflin!“

Waldemar brachte die letzten Worte nur mit erstickter Stimme hervor und wischte sich einen Angstschweiß von der Stirn.

Da fuhr Erich auf. Seine Augen vergrößerten sich. Fast heiser schrie er den jungen Mann an:

„Dietrich?“

Waldemar zuckte die Achseln und sah auf den Fußboden.

„Ich weiß nichts, nichts. Ich lebe nur unter einer Furcht, die mich erdrückt.“

Erich atmete schwer und schloß die brennenden Augen.

„Und weiter, Waldemar?“

„Nichts weiter. Das übrige ist doch klar.“

Er stand auf und gab Erich die Hand.

„Wissen Sie denn nicht, was meine Schwester gelitten hat? — Um Sie, Herr Wölflin!“

Erich zog den Kopf des Jünglings an sich und küßte ihm die heiße Stirn.

„Armer Junge! Wie quälen Sie sich mit den Leiden anderer! Ich verstehe, ich verstehe. Mir wird es hier zu eng, Waldemar. Ich fühle das Dach über mich zusammenstürzen. Kommen Sie ins Freie, durch den Park!“

Er hatte seinen gesunden Arm in den Waldemars ein und zog ihn fort. Sie sprachen sich offen aus. Erich schüttelte einmal über das andere den Kopf.

„Sie sehen Schatten, wo keine Körper sind, Waldemar.“

„Ich fühle zwischen den Dingen. Ich lebe transzendent. Immer im Hintergrund, sehe ich, was andere nicht sehen. Wollte Gott, es wäre so manches anders!“

Erich beruhigte ihn.

„Ich trage mich mit Hoffnungen. Ich kenne Lotte. Was es auch sein mag. Eine Stimme sagt mir, am Ende werden wir lächeln.“

28. Kapitel.

Von diesem Tage an war Erich in seiner Seele gespalten. Er war nicht mehr er selbst. Zur einen Hälfte galt sein Sinnen und Grübeln der Schwester, zur andern Susanne Rothkirch. Er fühlte es, wie das junge Mädchen nur noch für ihn lebte. Der ganze Zauber ihres Wesens, der bisher wie in einer schönen Muschel verschlossen war, brach mit elementarer Gewalt hervor und streute Sonnenschein über alles, was in ihre Nähe kam. Wenn er ihre Hand berührte, glühte es in ihm auf, und der eigenartige Duft ihres Haars lähmte seine Sinne. Wo er ihr etwas zulierte konnte, tat er's. Auch wenn Waldemar in ihrer Gesellschaft war, gaben sie sich, wie sie waren. Während an den Landesgrenzen Tod und Verderben die Blüte der Nation hinraffte, wuchs im heimatischen Frieden die Liebe zweier junger Menschentinder zaghaft zur Knospe auf. Dieser furchtbare Kontrast erhöhte ihre Seligkeit.

Die Zeitungen verbanden Bronin mit der Außenwelt. Mit wachsendem Erstaunen hörten sie, was sie bisher nur von fern geahnt hatten, von der unermesslichen moralischen Größe des Vaterlandes, von der beispiellosen Opferwilligkeit aller Kreise der bedrohten Nation. Und von dem traumhaft glänzenden Siegesmarsch in Ost und West. Da fielen alle Schlacken der Kleinlichkeit und des unreinen Denkens ab. Man fühlte sich besser und größer werden, mitwachsend mit dem stolzen Reiche. Die Herzen waren von einer heiligen Stimmung erfüllt.

Wie oft jubelte es in Erich Wölflin auf, wenn die Feldpostkarten von Gerhard Ladenburg oder Dietrich Rothkirch kamen. Wenn er doch mit dabei hätte sein können, in Gerhards Regiment, dessen Farbe sie beide zu gleicher Zeit getragen hatten. Aber dann trat das Bild Susannes dazwischen. Sie lächelte ihn glücklich an und hielt ihn fest an der Hand.

„Du bleibst! — An meiner Seite ist dein Platz. Die Vorsehung will uns glücklich sehen.“

Die Vorsehung. Erich überfah sein Leben, ein Weg des Erfolges und des ruhigen Glückes. Aber in der grauen Ferne — kamen da nicht Schatten herauf? Ihm war das so sicher, daß er die Hand über den Augen wölbte, um der glühenden Sonne zu wehren, die alles in ein freundiges Hell auflöste.

In die Mitte des August fiel Susannes Geburtstag. Erich war nach Bromberg gefahren und hatte eine edle Florentiner Vase erstanden. Mit Rosen gefüllt, wollte er sie auf den Geburtstagstisch stellen lassen. Und Mendelssohns „Träumende Lieder“ hatte er in einen Einband binden lassen, der nach seiner Zeichnung kunstvoll hergestellt war, die Lieder, die sie so meisterhaft und innig spielte. Das wollte er ihr selbst überreichen.

Es war ein heller Sonntag.

Er kleidete sich festlich an und ging in das Schloß hinüber. Susanne saß allein auf der Veranda. Auf allen Tischen standen Blumen. Sie hörte den Kies knirschen und sah von der Stiderei auf. Ein brennendes Rot überfloß ihre Wangen, als sie Erich Wölflin kommen sah. Sie stand auf und ging ihm ein paar Schritte entgegen.

Erich küßte ihr die Hand und gratulierte.

„Und mein lieber Mendelssohn? — Wie soll ich Ihre Liebenswürdigkeit erwidern?“

Er hätte ihre roten Lippen küssen mögen.

Da trat sie dicht zu ihm hin und flüsterte:

„Segeln Sie heute mit? Nach Tisch geh ich ins Boot. Bitte, leisten Sie mir Gesellschaft.“

„Fräulein Susanne — Sie revanchieren sich wirklich königlich!“

Sie errödete wieder.

„Wenn Sie die Einsamkeit nicht schreckt? Wir sind allein.“

Waldemar schlürfte über die Diele. Er hustete wieder. Da hielt sie die Fingerspitzen an die Lippen und sagte ganz leise:

„Nichts verraten.“

Ihre Blicke flossen ineinander in innigem Einverständnis.

Waldemar brachte die Post.

„Feldpost! Feldpost! — Ah — guten Morgen, Erich! — Ja, wenn die Feldpost nicht wäre! Wer schreibt denn sonst noch an uns?“

Er schüttelte die Mappe aus.

Die erste Karte von Dietrich. Waldemar las vor:

„Auf Patrouille im Straßengraben. Datum und Wochentag unbekannt. Wir leben zeitlos. Gestern ein nicht übles Reiterstückchen gefeiert. Mit drei Mann eine halbe Kompagnie Rothhofen mitgenommen. Es fehlt im übrigen an allem. Daher: Sendet Liebesgaben! Vor allem Seife, Zigarren. Die letzte zwischen den Lippen. Was nun?“

Die nächste Karte von Dietrich war für Susanne. Ein Geburtstagsgruß. Und ganz klein hinterher:

„Bekam heute das Eiserne Kreuz.“

Darunter von anderer Hand:

„Er hat es wirklich verdient. Der Schrecken der Feinde. Der Tod ist ihm nichts. Schreiben Sie ihm, gnädiges Fräulein, eine erste Epistel mit dem Anfang: Nicht jeden Tag eine Tollkühnheit! Cf. Rothwig. v. Loebell. Gregor. v. Broblewski.“

Dann wieder von Dietrichs Hand:

„Blasser Reid meiner Kumpare.“

Waldemars und Erichs Augen begegneten sich.

„Der Tod ist ihm nichts!“ flüsterte Susi und führte das Taschentuch an die Augen.

„Der Tod ist ihm nichts!“ sagte Waldemar ernst und nachdenklich.

Vom Osten schrieb Saar, Gerhard Ladenburg aus Belgien. Was man nicht überall zwischen den Zeilen: „Wir haben die Heimat vergessen? War ihnen nicht der blutige Kampf zum täglichen Brot geworden?“

Susanne schauerte zusammen.

Dann kamen die Zeitungen. Wieder Sieg auf Sieg.

„Es ist märchenhaft“, murmelte Waldemar.

*

Am Bootsplatz ging Erich Wölflin auf und ab. Ein weißer Leinenanzug kleidete die schlanke, sehnige Gestalt. Im Knopfloch glühte eine Rose. Vom Buchengang trällerte es leise „Deutschland über alles“. Es schimmerte hell durch die Zweige.

„Susi!“ flüsterte er.

Den Seepfad entlang kam Susanne. Glücklich lächelnd in Unbefangenheit. Erich ging ihr entgegen.

„So haben wir Kinder uns die Feen und KönigsKinder gedacht.“

Er streckte seinen gesunden Arm aus und küßte ihre beiden Hände.

Blöcklich stand er still, wie versteinert.

Jeder Tropfen Blut war aus seinem Gesicht gewichen. Die großen Pupillen starrten auf den weißen Hals des jungen Mädchens, auf das große goldene Medaillon, das an der kunstvoll geschmiedeten schweren Kette in den Halsausschnitt herabhing.

Susanne sah es und erschraf.

„Herr Wölflin?“

Er starrte noch immer auf das Medaillon und rang vergebens nach einem Wort. Endlich kam es zögernd von seinen blutleeren, zuckenden Lippen:

„Verzeihung, gnädiges Fräulein — ich bin — mir ist — es — es —“

Die Worte wollten nicht heraus.

„Verzeihen Sie — entlassen Sie mich — mir ist plötzlich — unwohl — geworden.“

Er fiel vor ihr auf die Knie und umfaßte sie leise.

Susanne stockte der Atem, als sie das Beben seines Körpers fühlte.

Dann richtete er sich mühsam auf, drückte einen letzten Kuß auf ihre Rechte und ging weg.

„Verzeihung!“

Er schwankte. In seinem Kopfe wirbelte es durcheinander. Der gerade Fußweg krümmte sich vor seinen Blicken. Bäume und Sträucher drohten über ihm zusammenzubrechen.

Entsetzt sah ihm das junge Mädchen nach.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsstiefel.

Novelle von Max Wittich.

Unter den Tirolern des Ostens, den Bergbewohnern der Dolomiten, waren zwei Brüder. Ihr Großvater war ein kühner Mann gewesen, hatte sich vom Dorfschuster und Schuhhändler durch Arbeit und ertragreiche Deixat zum Bauerngutsbesitzer aufgeschwungen und seit seines Lebens die Schusterbrille behalten mit Vorzügen und Nachteilen.

So lange ihm der Schusterschemel Sitze war, rühte der Mann für seine in Czernowitz lebenden drei Söhne nicht gern einen barzen Keller heraus; dagegen war er immer gelaunt, Schuhe und Stiefel zu opfern. So wanderten große Säcke mit mannigfachem Inhalt im Frühjahr und Herbst zu einem der kinderreichen Söhne; die andere Nachkommenschaft fand sich wie zum Familientag dazu ein; allgemeines Ausziehen, Anpassen und Scheiden auf biden Sohlen war die Folge.

Die Kindesfinder lernten den Spender nicht mehr als Nachfolger Hans Sachsens kennen, sondern nur den schuhpendenden Grundbesitzer; während der alte Mann bei seinen gewohnten geringen Bedürfnissen blieb, befreundeten sie sich mit der Welt. Die Ansprüche an das Leben stiegen, wenn auch nicht so unvermännlich, daß sich ihr Ahne ihnen ganz hätte verschließen mögen.

Einer der Enkel besuchte die Hochschule in Bemberg. Der war öfter im Selbstgespräch und stimmte in solchen Zeiten gern Jago zu: „Tu Geld in deinen Beutel!“

Der Großvater war weniger bereit, klassischen Anwandlungen zu folgen, doch gestattete auch die alte Schusterbrille einen dem Studenten vorteilhaften Schritt: auf Vorstöße, so lautete die Antwort, mußt du verzichten; sie würden zwecklosen Ausgaben dienen. Aber schide mir unerledigte vernünftige Rechnungen zur Einsicht, und ich will dir die aufgelaufenen Beträge senden!

Vernünftige Rechnungen?

Der fein dressierte Verstand des jungen Menschen sagte sich, nach der ganzen Bergangenheit des Großvaters und seinen feststehenden Gepflogenheiten würden die vernünftigsten Bedürfnisse ihm nichts weiter sein als Stiefel und Schuhe.

Also waren die Studenten-Rechnungen mit Kanonen- und Kleinkalibrigen Stiefeln, Sonntags-, Arbeitstags-, Kolleg-, Fecht-, Berg- und anderen Schuhen durchschossen, und wirklich wurden die ständig anschwellenden Posten nicht bemängelt.

Die Wunderblume gebieh, sie schlug Wurzel auch bei den nicht studierenden Brüdern — mit dem gleichen Erfolge.

Der brüderliche Dreierband, selber erklaunt, traunte dem greifen Sonderling sogar den nötigen Humor zu, auf den Grund der Dinge zu schauen, sich aber lieber auf lebenswürdige Art bemögen zu lassen, als anerkanntermaßen für andere Zwecke als Fußhüllen tiefer in den Beutel zu greifen.

Der Mann verteidigte eben nur seinen Standpunkt.

Ganz einflußlos auf Denken und Fühlen der Nachkommenschaft konnte diese wirtschaftliche Grundlage nicht bleiben. Ohne sich über die Ursache recht klar zu werden, quälten sie den lebenswürdigen Mäddchen nicht nur in die Augen, sondern eben so durchdringend auf die Schuhe. Erst das Urteil über die Verfassung von Oberleder, Sohlen und Abfäßen entschied endgültig. Die Erwohle waren nicht schlecht, und so wurden neue standhafte Brücken geschlagen zum Denken und Fühlen des schulerfahnen Mannen.

Zwei seiner Enkel, dem Gerber- und dem Schmiedehandwerk zugetan, waren nach dem Werd von Sarajewo sofort bereit, mit einer Legion von Bergbewohnern frisch vom Leder zu ziehen.

Sie sahen, gleich allen Tirolern des Ostens, ernste, erbitterte und lange Kämpfe voraus, bestellten ihr Haus fürvoriglich, tränkten die Sohlen kräftiger Stiefel mit Leinöl, verbargen sechs Paar Erbs-Langschäfer in den geheimsten Kellerverstecken bei Uhren, Ringen und einem Säcken Geld und zogen mit Mumen an Gewehr und Hut als siegesreicher Panduren ins Feld, bewährten sich als tapfere Schützen und waren immer bei der Hand, den Gegner zu verlohnen, wenn der Einbrecher auch zäh war wie Galgenleder.

Jede Kugel traf nicht. Der rauschende Strom herbstlichen Regens aber bahnte sich den Weg umso sicherer in jeden Halsfragen, ergoß sich tagelang über den ganzen Körper, floß in die Stiefel und verband sich mit dem raschen Fluß zu Fäden der Legionäre. Und im Winter froren die nassen Kleider zur Nachtzeit glashart, weil man kein Feuer anzünden durfte. Im Sonnenschein wurde der Schaden wieder geringer, und der Körper erholte sich. Nur das Schutzzeug wurde von Tag zu Tag empfindlicher trotz Del und Fett und schmürte gleich iranischen Stiefeln den Geist der Kämpfer ein; denn die Krieger hatten darauf gebannt, den Feind „anzugehen“ und tagtäglich die höhere Erlaubnis erwartet. Nun begann sich das frostige Beinleder zu sträuben gegen Gewaltmärsche.

Die Geplagten versuchten, die Hülle nachts abzulegen und verdröckerten das Uebel: die Füße wolkten morgens überhaupt nicht mehr hinein und fühlten sich bedrückt als durch den ganzen langen Krieg. Da befiel die Mannschaft die Fußbekleidung an und war mit ihr an den Boden. Man zog die Stiefel aus und nahm sie gleich dem liebsten Freund schlafend an die Brust, unter den Rock, um sie geschmeidig zu erhalten. Das half. Doch weil

auch ihre Sohlen dünner wurden, riefen die Stiefel gleich ihren Besitzern dennoch stürmisch nach Ablösung.

„Wenn wir nur,“ sagte der Gerber, „unsere Reserve-Langschäfer hätten!“ Der Schmied stimmte leuchtenden Auges zu. Einige Kameraden hörten von der Gasse und hätten gern geschossen, zu holen und zu teilen; denn neue Kommissstiefel, sagten sie, konnten die in Mahala bewahrten erlöschten Ideale gewiß nicht ersetzen.

Allein in und bei Mahala, nicht weit von des Reiches Grenze, lagen die Russen. Wie viele, in welchen Stellungen, das blieb noch zu erkunden.

Da entschloß man sich, den Blick zu erweitern.

Eine Schleichwache durfte Kasse sein, die Maus im Dunkeln zu beobachten.

Und Schmied und Gerber durften gehen, mit neun Genossen, durch Sprühregen, über weiche Wege. Raus zur Rechten, sechs zur Linken, so sagelten sie sich zum russischen Nest vor.

Durch Wassergräben schlängelten sie sich: zu versinken drohten sie im Sumpf. Die „Trittschen“ saugen und spritzen Wasser wie Puppen. Von Lichtkegeln werden die Patrouillen gewacht, geht wie Schmetterlinge vom Neg. Von feindlichen Scheinwerfern, von Suchern entfernter befreundeter Abteilungen — wer will das entscheiden?

Aber in Czernowitz nistet sich Sorge und Aufregung ein. Da ein Reiter hat gemeldet, eine Kompagnie rüde auf Mahala vor. Eine Kompagnie? Trotzdem man in Czernowitz kurz vorher mindestens so viel erfahren hat: der Feind besitzt Geschütze, Maschinengewehre, zählt drei oder vier Bataillone! Was will dagegen die Kompagnie ausrichten? Wer hieß sie vormarschieren?

Gleichviel — sie soll aus den Klauen gerettet werden, in die sie geraten muß. Nur nicht Zeit vergeuden mit Nachforschungen! Aufklären mag sich der Zwischenfall später! Jetzt handeln: täuschen wir den Russen in Mahala Macht und ersten Angriff vor, um die paar Draufgeber zu retten.

Und sofort fliegt der Befehl zur Artillerie ins Feld: Mahala beschießen!

Auf Sturmesflügeln kommt das Echo des Befehls zurück: zu Befehl! Wo Totenstille war, ist die wilde Jagd losgegangen. Die Geschütze wettern ihr Nachwort nach dem Ziel: Granaten und Schrapnells beteiligen sich am Feuerwert; die Lüste leuchten und wimmern; auf das Lager der Russen fallen tausend Mörser aus Teufels Küche.

Kurz vor dem Ziel der Geschütze fliegen die beiden Häuflein der todesmühtigen Streichwache. Sie lösen das Rätsel der Artillerie-Beschießung nicht, suchen und finden sich und sind rasch entschlossen, die Lage auszumühen. „Ein Wink von oben!“ sagen sie sich.

Soldat, du junges Blut,
Du bist so hoch geboren,
Hast immer frohen Mut;
Drum wenn Kanonen brausen,
So darf es dir nicht grauen;
Wer's Glück hat, kommt davon,
Wer Angst hat, springt davon!

Furchtlos gelangen sie an den Zugang des an einigen Stellen brennenden Ortes mit der kopflos gewordenen Besatzung.

Schnellfeuer! befiehlt der Führer der Patrouille, und in das Konzert der Feldgeschütze prasselt ein Patronenhegel.

Da halten die nächsten Moskaler keine zehn Pferde. Sie sehen sich verraten, umzingelt, dem Tod oder der Gefangenschaft geweiht. Die Beine in die Hand; nur rasche Flucht kann helfen! Wie Besessene jagen sie davon.

Die frohe Botenschaft fliegt zum Kommandanten, und die Geschütze schweigen. Wie ein böser Spuk sind die Geister des Kampfes verschwunden. Der Patrouille ist das Tor geöffnet: „Wer's Glück hat, kommt davon!“ Sie sind wie aus einem tollen Traum erwacht und werden umjubelt von Leuten, die an ihre neue Freiheit noch gar nicht glauben wollen. Eine wohlbesetzte Tafel, von den Russen in Stich gelassen, tut gut nach Wochen der Entbehrung. Und ein Dach über dem Kopf — Herrlichkeit! Und erst gar die neuen, trockenen, geschmeidigen Langschäfer am neuen Tag — Wunder über Wunder! Sieg auf ganzer Linie. Und die Sieger wie neu geboren. Und mit frischen Kräften weiter drauf, Kameraden — wir eß von den Tirolern des Ostens! Auf neuen Stiefeln zu neuen Zielen!

Vermischtes.

* Ein Vade omnibus. Was aus einem Kraftomnibus nicht alles werden kann! Ein Dürkopp-Omnibus, der in den Bergen Süddeutschlands in Friedenszeiten dem Fremdenverkehr gedient hatte, wurde nach Kriegsausbruch der Etappen-Sanitäts-Kraftwagen-Abteilung einer Heeresgruppe zugeteilt. Er war der jüngste und der modernste nicht mehr, und als zweckmäßigere Verwendungsfahrzeuge als der brave, nicht-lustbereite und langsam fahrende Kraftomnibus aus den süddeutschen Bergen zur Genüge bereitgestellt waren, dachte man darauf, den guten alten Omnibus in anderer Weise nutzbringend zu verwenden. Und da erlebte er eine sehr ehrenvolle Auferstehung als Vade omnibus. Wie Stabsarzt Dr. Flemming in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ berichtet, hat sich der Omnibus in seiner neuen Bestimmung ganz vortrefflich bewährt. Hervorragend zweckmäßig arbeitet der Motor,

der folgende Arbeit verrichtet: Er saugt und drückt das notwendige Kaltwasser in den Kaltwasserbehälter auf das Dach des Wagens, erwärmt das Wasser im Warmwasserbehälter, drückt das warme Wasser durch die Brausen und erwärmt die Luft des Badehauses. Mehr kann man von einem Motor billigerweise wirklich nicht verlangen! Der Wagen ist mit Zinkblech ausgeschlagen und röhrt vorn durch einen wasserdichten Vorhang in der ganzen Breite des Wagens nochmals abgeschlossen, so daß die Badenden einen zugfreien Zugang haben. Es erhalten dabeist zu gleicher Zeit sechs Mann 4 Minuten lang warmes Wasser von 30 bis 35 Grad und in der fünften Minute kaltes Wasser. Die Höchstzahl der Badenden innerhalb zehn Stunden eines Tages betrug 1037 Mann; das war in einem zerhauenen Dorfe unweit Ypern. Konnte der Bade-Omnibus nicht in die Nähe eines noch brauchbaren Raumes zum Entkleiden herangezogen werden, so wurde ein zweiter Omnibus harmonikaartig mit ihm verbunden. Dr. Flemming berechnet die Kosten des Brausebades mit Hin- und Rückfahrt, unter der Voraussetzung eines Preises von 50 Pfg. für das Liter Benzol, auf 12 Pfg. für den Kopf.

Ein Mörder als Mitautor der Großen Englischen Enzyklopädie. Der kürzlich gemeldete Tod des bedeutendsten engl. Philosophen und Herausgebers der Großen Englischen Enzyklopädie, Sir James A. M. Murray, hat zur Aufdeckung eines Menschenjacksals geführt, wie es so selten und widerspruchsvoll nur das Leben selbst zu dichten vermag. Die Geschichte des Dr. Minor, dem neben Murray das Hauptverdienst an der Schaffung des englischen Sprachwerkes zukommt, erschien zuerst im „Strand Magazine“ und erregte so großes Aufsehen, daß sie in kurzem die Spalten der größten englischen Blätter beherrschte. Der Verfasser, dessen Ausführungen auf authentischem Material beruhen, eröffnet die erschauende Tatsache, daß der geschätzte Mitautor der englischen Enzyklopädie — ein internierter Mörder war. Der in seiner Art einzig dastehende Verlauf der Begebenheiten verdient es, in kurzen Umrissen wiedergegeben zu werden: Es war die Gewohnheit Sir Murrays, jedesmal, wenn er eine Analyse eines neuen Wortes aufgestellt hatte, diese an seine an den verschiedensten Orten wohnenden wissenschaftlichen Korrespondenten zur Beurteilung und zur Ergänzung zu senden, bevor die Arbeit endgültig ihren Platz in der Enzyklopädie erhielt. Bald hatte Murray entdeckt, daß die besten philologischen Untersuchungen, die ihm zuzugien, sowie die bedeutendsten und zahlreichsten Kommentare von einem gewissen Dr. W. C. Minor stammten, dessen Adresse Dorf Crowthorne, Berkshire, lautete. Murray nahm an seinem unbekanntem Mitarbeiter das lebhafteste Interesse, um so mehr, als er sich bald sagen mußte, daß Dr. Minors philologische Kenntnisse kaum hinter seiner eigenen Wissenschaft zurückstanden. Die wissenschaftlichen Leistungen Dr. Minors steigerten sich im Laufe der Korrespondenz in solchem Maße, daß Murray das Professorenkollegium der Oxford-Universität aufforderte, den geheimnisvollen Gelehrten durch eine offizielle Einladung der Universität zu ehren. Dies geschah auch; aber wie staunte Sir Murray, als eine kurze Abgabe als Antwort einlief. Sein Interesse wurde durch diese Belagerung noch stärker, und er bat den merkwürdigen Wissenschaftler brieflich um Aufklärung. Hierauf schrieb Dr. Minor, daß er gesundheitlich an der Reise nach London verhindert sei, daß er sich aber freuen würde, wenn Sir Murray ihm die Ehre seines Besuches erweisen wolle. Murray trat sogleich die Fahrt an und bestieg in Crowthorne den Wagen, der ihn im Auftrage des Gelehrten erwartete. Unbeschreiblich aber war die Verblüffung des großen Sprachforschers, als der Kutscher einen Seitenweg einschlug und schließlich vor dem Tore von Broadmoor, der berühmten Anstalt für geistesranke Verbrecher, Halt machte. Im Verlaufe einer langen Unterredung mit dem Leiter der Anstalt erfuhr Murray, daß Dr. Minor, der gelehrte Korrespondent, der ihm an 8000 philologische Analysen von höchster Bedeutung gesandt hatte, als Mörder in Broadmoor interniert war. Dr. Minor wurde Sir Murray vorgestellt, und dieser lernte in ihm einen so feinen, gelehrten Mann kennen, daß er auch späterhin die regste Korrespondenz mit ihm unterhielt. Seltsamer noch als diese Geschichte ist der Bericht von Dr. Minors Mordtat. Dr. Minor, ein geborener Amerikaner, der ursprünglich als Arzt in seiner Heimat tätig war, hielt sich längere Zeit zum Besuch in London auf. Eines Nachts, es mochte schon 2 Uhr sein, begab er sich, von einer Gesellschaft heimkehrend, zu seiner Wohnung. Die Nacht war hell und ruhig. Vor der Haustüre begegnete Dr. Minor einem einsamen jungen Manne, der zu seiner Arbeit ging. Es war ein Mann, den er nicht kannte, überhaupt noch niemals gesehen hatte. Ganz ruhig, ohne irgend einen erkenntlichen Grund, zog Dr. Minor seinen Revolver, zielte auf den friedlichen Passanten und trat ihn tödlich mit zwei Schüssen. Ohne sichtbare Gemütsbewegung, den rauchenden Revolver noch in der Hand, rief er hierauf einen Schuhmann und ließ sich abführen. Vor den Schranken des Gerichtshofes vermochte Dr. Minor keinerlei Grund für seine Tat anzugeben, und die Ärzte erklärten ihn für das Opfer einer sonderbaren und seltenen seelischen Erkrankung. Er wurde in die Anstalt von Broadmoor gebracht und lebt noch heute. Das ist die wahrhafte Geschichte eines Mannes, der sich um die Philologie ganz außerordentliche Verdienste erworben hat.

Ein Opfer fürs Vaterland. Es war im Deutsch-Oesterreichischen Kriege 1866. Eine Kompanie hatte einen Auf-

trag erhalten, der sie weitab von den übrigen Truppendeilen geführt hatte. Der Auftrag war gelungen, aber die Kompanie fand den Weg zur Heeresgruppe nicht zurück. Der Premierleutnant war in einiger Verlegenheit. Kurz entschlossen requirierte er einen Führer. Nachdem diesem mit Erschrecken gedroht und alle Folterqualen der Hölle vor Augen geführt waren, setzte man sich in Bewegung. An der Spitze der Führer, ein echter Böhme, neben ihm der Kompanieführer und die übrigen Offiziere. Der Kompanieführer griff in die Tasche und holte daraus zwei Zigarren, seine letzten. Die Kameraden hatten schon lange nichts mehr zu rauchen. Wer wird wohl die zweite Zigarre bekommen? dachte jeder von den Offizieren unwillkürlich. Der Herr Premier zündete sich eine Zigarre an und nach einem kurzen, aber erschütterlich schweren Kampf gibt er die andere Zigarre dem Führer. Gleichzeitig reicht er ihm die brennende Zigarre, damit sich der Böhme die seine daran anzünde. Der aber steckt unter freudlichem Grinsen die brennende Zigarre des Kompanieführers in den Mund und die andere in die Hosentasche. Die Verblüffung war groß, aber schließlich war man auf den Führer angewiesen, und niemand sagte etwas. Als aber endlich die Kompanie zu dem gewünschten Truppendeile stieß, meinte ein junger Fähnrich: „Schade um die Zigarren, er hätte vielleicht auch ohne die richtig geführt!“ — „Fähnrich, merken Sie sich,“ erwiderte der Premier, „für das Vaterland ist kein Opfer zu groß!“

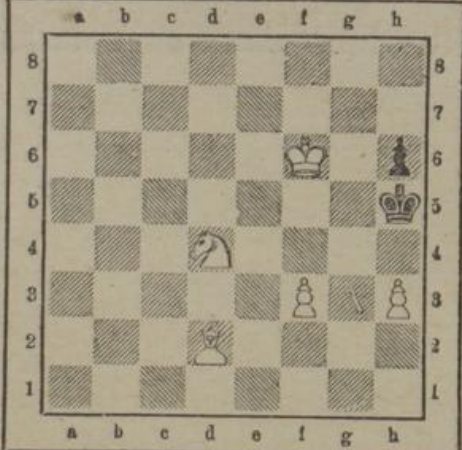
Büchertisch.

— Billige Kriegsbücher. In Doffe's Volksbücherei dieser gediegenen, von der Firma Doffe & Becker Verlag in Leipzig herausgegebenen Sammlung, sind wieder einige Bändchen erschienen, die in der jetzigen Zeit besonders Interesse erregen und sich außerdem vortrefflich als Liebesgaben eignen. Nr. 1016 bringt unter dem Titel „Kriegsbilder aus Ost und West“ Erzählungen und Skizzen des bekannten Schriftstellers Karl Pauli, Nr. 1021 („Ungarns Heldenjähre“) außerordentlich feine Stimmungsbilder von Thomas Moly, die von der Opferwilligkeit unserer tapferen Bundesgenossen erzählen. Die beiden Nummern 1022 und 1023 (jede in sich abgeschlossen) enthalten prächtige Feldpostbriefe und innige Gedichte, die unter dem guten Titel „Eldens und Kameraden“ zusammengefaßt sind und in denen auch der Humor zu Worte kommt. Endlich sei die wunderhübsche Humoreske „Kapitän Möller“ des weitbekannten Volkschriftstellers Heinrich Bandlow (Nr. 1030) erwähnt, die aufs ergötzlichste schildert, wie einst englische Seeleute von einem biederen deutschen Kapitän hinter's Licht geführt wurden. Der niedrige Preis dieser Bändchen (je 20 Pfg.) erlaubt es selbst dem Kernsten, sie einem Krieger ins Feld zu senden. Die Ausstattung ist, wie bei allen Bändchen von Doffe's Volksbücherei, mustergerällig: großer, deutlicher Druck auf gutem Papier.

— Der Wille liegt! Ein pädagogisch-kultureller Beitrag zur Kriegstrüppelversorgung von Hans Wirth, Erziehungsdirektor im Ostar-Deleke-Heim, Zehlendorf-Berlin. Verlag Otto Clesner, Verlagsgesellschaft m. b. S. Berlin. 1915.

Schach-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Taufchrätzels in voriger Nummer:

- Dach — Onkel — Nase — Ceber — Ast — Rad — Lahn —
- Oase — Sand
- Don Carlos.